

Beatrice Portmann

3. Platz – Prosa Erwachsene

Hinter der Tür ...

Wusst' ich es doch... eines Tages, eines Morgens. Ich sehe mich, wie ich die Tür der angebauten Scheune öffne.

Mein Blick auf diese langen dünnen Arme. Dunkle Streifen, die sich über ein schimmerndes Weiss ziehen. Weiss wie mein Subaru. Weiss wie der von den Stiefeln geklopfte Schnee, der mit mir in die Scheune weht.

Erstarrte Hände, die ich nicht kenne. Ein Kopf in Sicherheit gebracht im tarnenden Dunkel. Rabenfinger in die aalglatte Kühlerhaube gekrallt. Die Krallen, die sich meinen Magen gepackt haben. Ein leuchtendes Augenweiss voller Fragen blickt mich an.

Schreie ich? Mache ich einen Schritt rückwärts? Würden meine Nachbarn mir zur Hilfe eilen, hörten sie meinen Ruf durch die dünne Scheunenwand? Sie, diese Gardinengucker, Unkrautvertilgungsmittel Sprüher, diese Batzen Sammler für das Negerkässeli? Äh, wie man heute nicht mehr sagen darf. Oder soll ich gleich die Polizei rufen?

Diese Gedanken verschaffen mir einen Moment Luft, bevor sich Bilder in meinen Kopf drängen: Gucklöcher in einer nicht einzuordnenden Art von Wand, leergesaugte Konservenbüchsen, zerknäulte Decken und ein Boden voller Exkremete. Ein beissender Anblick, der beinahe zu Geruch wird und in die Nase sticht. Menschen auf der Flucht.

Rechtsumkehrt machen? Den Notruf wählen? Mich mit links des Problems entledigen? Ich taste mich zurück, bis die Scheuentür sich in meinen Rücken stemmt. Oder stemme ich mich gegen sie? Geborgenheit kann man es nicht nennen, was sich einstellt in meinen Gefühlen. Der harte Grund der Wirklichkeit spürbar unter den Füßen. Der Geruch des gespaltenen Holzes, säuerlich der Stallsalpeter, feucht die alten Mauern. Er lässt meine Angst gegen den Boden sinken. Ich beruhige mich etwas. Meine Hand, die nach der Klinke greift. Kalt ist es hier drinnen, kaum gedämpft der Temperaturunterschied zu draussen vor der Tür.

Herrje, ist der jung. Das Erste, was ich an neuen Gedanken fassen kann, als ich ihn dastehen sehe, festgefroren, geduckt in seiner Bewegung. Hinter seinen Augen - wie soeben hinter den meinen - mag sich ein innerer Film abspulen von

Wahrscheinlichkeiten oder Unwahrscheinlichkeiten. Nichts davon trifft zu. Diese Wahrheit hier ist völlig anders, unerwartet, einzigartig. Gerade das schockiert mich mächtig.

Wir sehen uns an, lange. Schweigen. In der Dunkelheit sehe ich vage seine Halsschlagader pochen. Der Adamsapfel macht zwei ruckartige Bewegungen. Durch die Jeans erkenne ich das Zittern seiner Knie. Mein Gott, er hat mehr Angst als ich. Schiss. Er könnte mein Enkel sein, hätte ich in jungen Jahren Kinder gehabt. Sechzehn vielleicht, sein Alter schwer zu schätzen. Er friert. Er bewegt sich nicht als ich ein Lächeln versuche. Nur die eine Hand über der Kühlerhaube meines weissen Subaru entspannt die gekrümmten Finger. Dann löst sich die zweite, wird zurückgezogen über das Metall. Langsam, sehr langsam gleiten beide Hände seinem Körper entgegen, bis sich dieser aufrichten kann.

Eingetreten das Unvorstellbare für mich, jetzt. Keine Mord- und Totschlaggefahr. Nur ein Gefühlsbeben, welches mir den Schweiß sekundenschnell aus den Poren drückte. Beide würden wir Hilfe brauchen, er und ich.

„Von wo kommst du?“, rede ich einen ersten Satz. Er versteht mich natürlich nicht. Schweigt. „Fred!“, sage ich als nächstes. Tippe mit den Fingerkuppen der linken Hand auf mein Brustbein. „Fred!“ Nach einer Pause: „Fred!“ Und nochmals: „Fred!“ Das bin ich.“ Er schüttelt den Kopf. Ich nehme einen neuen Anlauf: „Du“, sage ich und zeige gegen ihn. Und „Du?“, fragend einen Schritt auf ihn zu. Da senkt er die Augen, sinkt in die Knie und fällt unmittelbar zu Boden, weint. Mit einem Satz bin ich bei ihm, lege die Hand auf seine Schulter. Er heult auf und beginnt zu schreien. In null Komma nichts bin ich draussen, raus aus der Scheune, rein durch die Haustür, innehalten im Hausgang, tief atmen. Hat der mir einen Schrecken eingejagt. Aber ich ihm wohl auch. Ich eile in die Stube, reisse meine Fernsehdecke vom Sofa und renne zurück in die Scheune. Plötzlich befürchte ich, er sei weg.

Nein, er ist noch da, steht wieder an der Ecke des Kotflügels, ohne einen Ton. Ich halte die Decke vor mich hin, halte sie ihm entgegen und gehe langsam auf ihn zu. Zögernd nimmt er sie mir ab, lässt sie auseinanderfallen und hüllt sich ein. Dann blickt er zum ersten Mal ganz direkt in meine Augen. Das halte ich beinahe nicht aus und mache wieder kehrt. Essen sollte er etwas und trinken. Rasch Brot und Käse holen, eine Serviette, Wasser aufsetzen, zwei Stühle mitnehmen aus der Küche. Damit tauche ich auf in der Scheune. Neben dem Subaru stelle ich sie auf, lege das Tuch auf die Motorhaube, lege Brot und Käse auf die Serviette und gehe wieder.

Als ich wieder komme mit der heissen Kanne Milch, sitzt er auf dem Boden und beisst kräftig ins Brot. Ich will ihn auf den Stuhl hochziehen. Doch er schüttelt meine Hand ab und sagt etwas, das ich als „Nein“ deute.

Marianne hätte gewusst, was tun. Aber sie ist nicht mehr, meine Frau. So oft schon habe ich sie in meinem Geiste um Verzeihung gebeten. Was gibt so ein Haushalt bloss zu schaffen? Das Bisschen „Kochen-putzen-waschen“ im Vergleich zur echten Arbeit auf dem Feld und im Stall. Seit sie gegangen ist, weiss ich, wie viel sie geleistet hat in Haus und Hof. Jetzt in Pension, der landwirtschaftliche Betrieb aufgelöst, teilweise verkauft, benötige ich den ganzen Morgen, um den Haushalt und seine alltäglichen Belange auf Vordermann zu bringen, die Einkäufe zu tätigen, meine Kleider in Ordnung zu halten. Und dann waren da früher unsere Gäste, die Verwandten, meine Kumpane, in die gute Stube zu Kaffee oder Schnaps geladen, selbstverständlich verköstigt. Allesamt von Marianne stets zuvorkommend bewirtet. Ja, Marianne, Du fehlst mir, jetzt besonders.

Sie würde beruhigend auf den jungen Mann einreden, ihm einen Becher heissen Kakaos reichen, die Scheibe Brot in seinen Handteller legen. Er würde verstehen, hier ist ein Ort des Vertrauens, der Sicherheit.

Aber ich, mit meinen rauen geröteten Wangen und den buschigen Augenbrauen, bin wohl eher ein Bild des Schreckens für ihn. Ich hebe die Hand wie zum Gruss, nicke ein wenig mit dem Kopf. Die Verbindungstür zwischen Scheune und Wohnküche habe ich entriegelt. Die Nachbarn sollen nicht sehen, wen ich ins Haus bitte. Sanft winke ich mit der Hand, öffne die Tür zur Küche und steige die zwei Stufen hoch. Er wird den Herd sehen, den Küchentisch, die Wärme des Ofens spüren. Ob er es wagt?

Er kommt näher, zögernd. Ich drehe mich um, gehe voran, ziehe die anderen zwei Stühle des Esstisches zurück, setze mich auf den einen, nehme meine Kaffeetasse zu mir, die ich vor einer halben Stunde habe stehen lassen.

Seltsame Geräusche in der Scheune hatte ich durch die Katzentür vernommen, war aussen herum gegangen durch das Scheunentor, um zu sehen, was da vor sich ging. Der Schnee, der mit mir hereingeweht war: weisse Unschuld. Und nun lade ich diesen fremden Jungen ein, sich mit mir in die Küche zu setzen. Du, Flüchtling, dem eines Tages zu begegnen ich immer gefürchtet hatte. Nun bist Du da und alles ist anders.

Ich bin erleichtert, dass er mir folgt, dass er Platz nimmt auf dem Stuhl, dass er weiter kaut, das Brot in seine Backen stösst, mich anblickt und unvermittelt sagt: „Fredl?“ Ich nicke. Ja Fredl. Dann lässt er ein „Hawi“ verlauten. „Hawi?“, frage ich zurück. „Hawi“. Ich habe richtig verstanden. Er heisst Hawi. Hawi, das habe ich mal gehört, heisst guter Freund, e Hawi, auf Steirisch. Aber von da wird er nicht kommen mit seiner schwarzen Haut. Sein Zittern hat aufgehört. Ich trinke den Schluck kalten Kaffee und blicke aus dem Fenster.

Es heisst, wenn man seinen Befürchtungen genug Raum gewähre, leiste man ihnen Vorschub, damit sie tatsächlich einträten. Warum geschieht mir dies mit meinen achtundsechzig Jährchen, hier auf dem Hof? Das war nicht im Entferntesten angedacht gewesen, weder heute noch Morgen.